

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 5

Artikel: Viola Tricolor
Autor: Usen, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

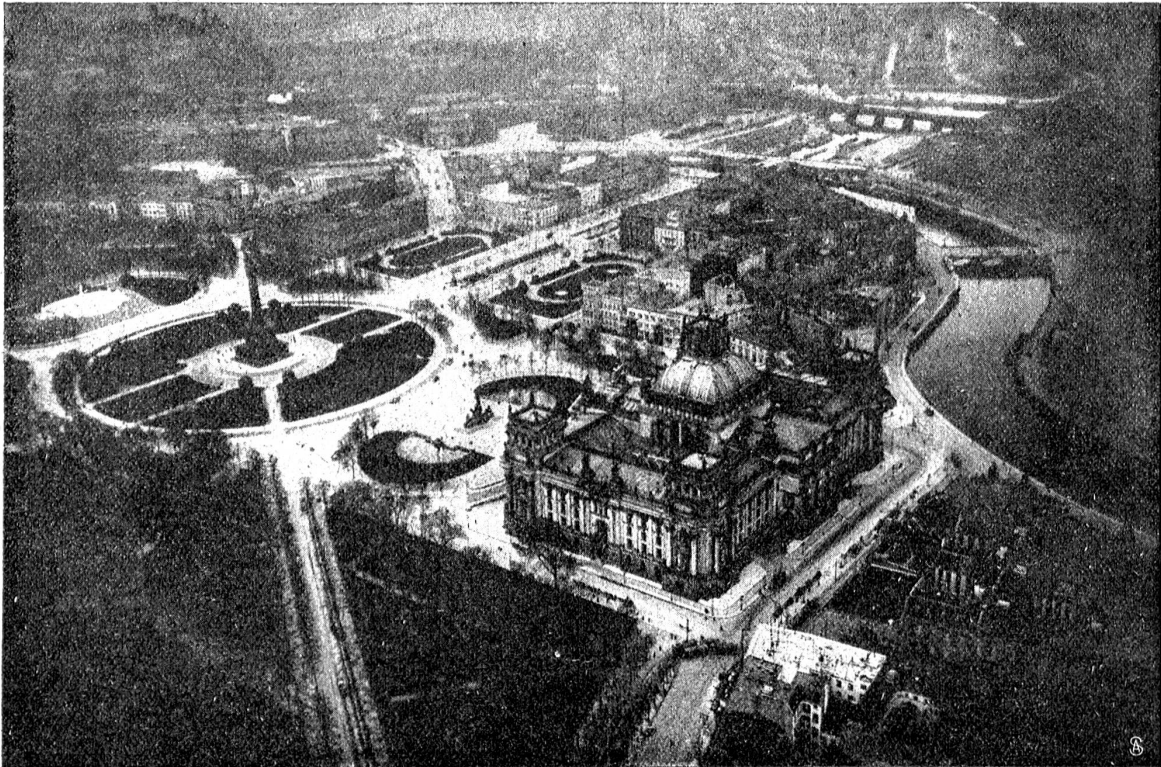
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Reichstagsgebäude und Siegestulc.

Theater, Kino, Kaffee, Restaurant, Kaufhaus drängen, sie reiben und schleifen sich geistig und moralisch ab wie im Bachbett die Rieselsteine. Es kommt als Resultat ein flacher, glatter, einförmiger Typ heraus, der sich schon in der äußern Erscheinung als der Großstadtmensch kenntlich macht, und als Großstadtmensch, wie er ebenfogut in Berlin wie in New-York, in Paris und Kairo wie in Madrid und Konstantinopel herumläuft; wie der Kapitalismus, der ihn geschaffen, ist dieser Menschentypus innerlich wie äußerlich international. Wie die Kleider des Großstädtlers aller Zonen von einer Weltmode diktiert sind, so ist sein gesellschaftliches Tun, sein geistiges Leben von einem Einheitschema beherrscht. Die Vergnügungs- und Erholungsmethoden des Großstädtlers sind überall die nämlichen. Das Kaffeehaus, das Kino — in Berlin Flimmerdiele genannt — der Vergnügungspark, der Sportplatz sind die Stätten, wo der Großstadtmensch sich auslebt; hier findet er sich mit Tausenden, Hunderttausenden Seinesgleichen.

(Schluß folgt.)

Viola Tricolor.

Skizze von M. Uen.

Leise beugt sich die junge Frau über das schlafende Kind. Es atmet ruhig und gleichmäßig, die Wangen sind ein wenig gerötet und die Stirne ist ganz kühl. Ein Seufzer der Befreiung kommt von den Lippen der Frau.

„Gott sei Dank!“

Da öffnet das Mädchen die Augen.

„Zärtlich fährt ihr die Frau über das Köpfchen.

„Wie geht's, Liebling?“

„O, gut, Mama, ich bin nur müde.“

„Schlase, mein Kind, bis morgen bist du wieder frisch und munter!“

In die Augen des Kindes kommt ein ängstliches Fragen.

„Geht du jetzt fort, Mama?“

„Ja, Kindchen, aber ich komme bald wieder! Inzwischen bleibt die Dorn bei dir.“

Das braune Gesichtchen der Kleinen verzieht sich zum Weinen.

„Ich will die Dorn aber nicht, ich will dich da haben, Mama.“

„Du mußt schön folgsam sein, Elschen, und darfst nicht immer nur an dich denken! Schau, ich bin jetzt vierzehn Tage lang nicht aus dem Hause gekommen; seit du krank bist, bin ich immer an deinem Bettchen gesessen. Nun bist du aber nicht mehr krank, und darum will ich heute ins Theater gehen.“

„Ich bin aber wohl noch krank,“ entgegnete die kleine Tyrannin, „mir tut der Kopf so weh und im Hals brennt mich so und husten werde ich auch gleich wieder...“

Mit einem Seufzer wendete sich die Frau zur Seite. Da geht die Tür auf und ihr Gatte kommt herein, leise, vorsichtig kommt er näher.

„Berta, gehen wir?“

Die junge Frau zuckt die Achseln.

„Elschen will mich nicht weglassen.“

Er tritt an das Bett des Kindes.

Ein in Tränen schimmerndes Augenpaar schaut ihm entgegen. „Mama darf nicht fortgehen, ich bin so krank, mir tut der Kopf so weh und der Hals.“

Fragend schaut der Mann zu der schlanken, mädchenhaften Frau, die am Fußende des Bettes lehnt.

„Wenn die Kleine noch leidend ist, würdest du ja doch kein Vergnügen haben.“

Sie nickt.

„Ja, gehe nur allein, Max, ich bleibe hier.“

Er küßt sie flüchtig auf die Stirn, streichelt dem Kinde zärtlich die Wangen und geht dann.

Im Zimmer ist's wieder still. Die ruhigen Atemzüge der Kleinen zeigen, daß sie schläft.

Die junge Frau sitzt immer noch am Fußende des Bettes, die Hände im Schoß gefaltet, einen müden, wehen Zug um den Mund. Ihre Gedanken gehen in die Vergangenheit.

Vor einem Jahre war's, als sie hier ihren Einzug gehalten, glücklich und hoffnungsfroh.

Wie zu einem Gott hat sie zu dem ernstesten, klugen Mann emporgeschaut, und sie hat es nicht fassen können, daß seine Wahl auf sie gefallen war, auf das kleine, dumme, unbedeutende Mädchel.

Und wie er ihr sein Kind zugeführt, sein kleines, frühverwaistes Töchterlein, und ihr gesagt hatte: „Ich lege mein Kleinod vertrauensvoll in deine Hände! Ich weiß, du wirst dem Kinde eine gute Mutter sein,“ da hatte sie das Kind an sich gedrückt in heißer Zärtlichkeit und hatte bei sich den Schwur getan, das Kind zu hegen und zu pflegen, als wenn's ihr eigenes wäre.

Sie hat treulich ihren Schwur gehalten, aber in ihre Seele kam langsam eine tiefe Bitterkeit. Von all den süßen Träumen, die sie als Mädchen geträumt, hat sich nicht einer verwirklicht, sie war nicht die Gefährtin des Gatten, nicht die Herrin des Hauses, sie war nur die Pflegerin, oder vielmehr die Skavin seines Kindes geworden.

Das Kind, das gewöhnt war, der Mittelpunkt des Hauses zu sein, nahm die junge Frau vollständig in Anspruch. Alle ihre Interessen wurden beiseite geschoben, sie mußte ihre ganze Kraft und Sorge und jede Minute des Tages dem Kinde schenken.

Der Gatte sah es und er lächelte, er wußte seinen Liebling in guter Obhut.

Müde erhebt sich die junge Frau und beugt sich über die kleine Schläferin.

Dann kleidet sie sich langsam aus und geht zu Bette. Aber sie kann nicht schlafen, immer muß sie an das denken, was ihr ihre Mutter vor einigen Tagen gesagt hat. Sie hat ihr in die traurigen Augen geschaut und hat leise gelächelt.

„Warte nur, Berta, es wird alles anders werden, bis du nur dein eigenes Kindchen in den Armen hältst.“ Der einsamen Frau kommen die Tränen, nein, o nein, nur das nicht, sie will kein Kind! für ihr Kind wär' ja doch kein Platz im Hause!

Und dann ist doch ein Kindchen gekommen, ein winziges, zartes Püppchen mit überirdisch großen Augen.

Sein Kommen hat keinen Jubel erweckt, die junge Mutter hat es mit nassen Augen geküßt, der Vater hat sich mit einem flüchtigen Näckeln darüber gebeugt und Elschen hat im Kinderzimmer mit Händen und Füßen um sich geschlagen und hat geschrien, den häßlichen Balg solle man fortjagen und die Mama soll man zu ihr herunterschiden.

Die traurige Teilnahmslosigkeit seines jungen Weibes fällt dem Mann endlich doch auf, und wie er eines Tages wieder auf einen Sprung ins Krankenzimmer kommt, fragt er freundlich:

„Ja, Berta, freust du dich denn gar nicht mit dem Kindchen?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein, das arme Kind hat ja keinen Platz im Hause.“

Er starrt sie an. Redet sie im Fieber?

„Berta, du träumst,“ sagt er erschreckt.

Ein Juden geht über ihr Gesicht.

„Alle Liebe und Sorge im Hause gilt deiner Erstgeborenen, für mein Kind bleibt nichts übrig.“

Er steht auf und geht zum Fenster hin. Zum ersten Male kommt ihm der Gedanke, daß er ein Unrecht begangen an dem jungen Weibe, deren blühende Jugend er an sein reifes Alter gekettet in unverzeihlichem Egoismus, nur damit seinem Kinde die sorgende Mutter nicht fehle, der er Pflichten aufgebürdet, aber keine Rechte eingeräumt, von der er Liebe gefordert für sich und für sein Kind, der er aber keine Liebe gegeben hat.

Wie er wieder an das Bett der Kranken tritt, schimmert es feucht in seinen Augen.

„Verzeih' mir, Berta,“ jagt er bittend, „ich habe viel an dir gut zu machen! Es soll alles anders werden, du sollst nicht mehr liebearm an meiner Seite hingehen, und dein Kind, Berta, ist ja auch das meine, so gut wie Elschen, ich werde es nicht weniger lieben als sie.“

Sie schaut zu ihm auf, und ihr armes, darbenendes Herz klammert sich an seine Worte, aber sie ist müde, sterbensmüde, zu müde, um sich freuen zu können.

Der Todesengel schwebt um das Haus, leise, ganz leise, aber die junge Mutter hört doch seinen Flügelschlag, sie hört ihn mit zitternder Seele und sie will dem gefürchteten Gast den Eintritt verwehren, aber der Engel lächelt.

Menschenhände, o was könnt ihr tun, wo Götter walten? Und er beugt sich über die Wiege und drückt einen Kuß auf die Stirn des Kindes; da verläßt die Seele das kleine, müde Körperchen und entschwebt allem Erdenleib.

Die junge Mutter sinkt an der kleinen Leiche in die Knie und ein Schluchzen erschüttert ihren Körper.

So findet sie ihr Gatte.

Er wagt nicht, ihren Schmerz zu stören, still tritt er an das Lager des Kindes und sein Blick ruht lange auf dem enteelten Körperchen.

Vor seinen Augen beginnt es zu flimmern, die Umrisse der kleinen Gestalt verwischen sich, und dann fühlt er etwas Warmes, Nasses auf seiner Wange.

Da hebt die junge Mutter das tränenüberströmte Gesicht zu ihm empor und in ihre Augen kommt ein fragendes Staunen.

Er weint?

Und ihr Blick hängt unverwandt an seinen Zügen, sie sieht eine Träne nach der andern über seine Wange rollen und was an Groll und Bitterkeit in ihrer Seele war, das löschen diese Tränen aus.

Daß sie an der Seite dieses Mannes gedarbt und nach Liebe gedürstet hat, das weiß sie nicht mehr, sie empfindet nur das eine mit schmerzvoller Wonne: er weint um mein Kind!

Zweiterlei Else.

Der Richter hatte seinen Spruch gefällt,
Dem armen Teufel das Verdict gesprochen.
Was tat's? Dem war das Dasein längst vergällt
Und alles Gute war in ihm zerbrochen.

Wie kams? Ihn froz. Beim Bäcker lag das Brot.
Es lockte knusprig braun und frischgebaden.
Da trieb ihn seines Hungers liebe Not,
Der Brote kleinstes heimlich wegzupacken.

Er ward erwischt. Die Zellentür schlug zu.
Nun sinnt er brütend über sein Vergehen.
Und dann? Wohin trägt ihn der Wanderschuh?
Gibt's Menschen noch, die seine Not verstehen?

Ein andres Bild. Es rattert durch das Land
Dort eines Schiebers schneller, stolzer Wagen.
Der wurde reich durch Zufall und Verstand,
Die Not der andern hat ihm Frucht getragen.

Wohl sprach sich vieles in der Stadt herum
Von seinem Handel und den weiten Reisen.
Derweilen häufte sich sein Eigentum,
Man konnte wohl vermuten, nichts beweisen.

So wird es wohl zu allen Zeiten sein,
Und immer gährt der Spruch im großen Haufen:
Die armen, kleinen Schelme sperrt man ein,
Die großen Diebe aber läßt man laufen.

E. Djer.